17 1898
Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Klein-Erika.

Originalerzählung von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Erika hatte trotz ihrer wenigen Jahre schon so viel gelitten. Dadurch war sie ein zartes Kind geblieben, obwohl ihr Gesichtchen jetzt in Belohnung meiner sorgfältigen Pflege die frischesten, blühendsten Farben zeigte. Ich mochte sie, das an stete Bewegung im Freien gewöhnte Geschöpf, nicht zu dem stundenlangen Stillsitzen in der dumpfen Luft der Schulstube verurteilen. Und dann — ich fürchtete auch wohl den Umgang anderer, weniger gut gearteter Kinder für sie. Man nehme es nicht als zärtliche Schwäche und Uebertreibung meinerseits — aber Erika, die ich aus einer Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder genommen, hatte wirklich nur zu verlieren bei der Berührung mit Schulkamerädinnen, zu verlieren sowohl an jener ihr eigenen unbedingten Aufrichtigkeit, als auch an natürlich guten, dem angeborenen Zartsinn entspringenden Sitten. Guidos Antrag, sich lehrend mit ihr zu befassen, konnte mir deshalb nur innig erwünscht sein. Daß er auch die Fähigkeit besaß dazu, unterlag bei der ungewöhnlichen Intelligenz des Knaben nicht dem geringsten Zweifel.

Und da saß denn nun Erika mit ihrem jugendlichen Lehrer bei noch milder Herbstluft in einer der hübschen Lauben meines Gartens und sog begierig die Milch des Wissens ein. Und wenn ich mich heimlich näherte, die beiden zu belauschen, hatte ich meine herzliche Freude an der Kleinen lautlosen Aufmerksamkeit und an dem ernsten Lehreifer des Knaben. Er nahm es bitter ernst mit seiner Aufgabe; er verzieh seiner Schülerin nicht die geringste Nachlässigkeit. Und einmal hörte ich ihn sie ganz niederschmetternd ausschelten, einer schlecht gemachten Aufgabe wegen. Und sie saß daneben mit ergeben gesenktem Köpfchen. Kein Blick, keine Bewegung verriet, daß sie sich innerlich auflehnte gegen die auf sie einstürmenden Vorwürfe. — Nach beendeter Lehrstunde tauschten die beiden Kinder dann freilich die Rollen.

Guido that seiner kleinen Freundin in allem und jedem den Willen. Er suchte ihr Blumen und seltene Steine, von denen er ihr geduldig die Namen wiederholte, wenn sie in kindlicher Unachtsamkeit dieselben vergaß. Er kaufte ihr Kanarienvögelchen aus seiner Sparkasse und zähmte ein Eichkätzchen für sie, das ihm während seiner ersten Erziehungsversuche gar jämmerlich die Hände zerbiß und zerkratzte.

Als die Jahreszeit rauher und unfreundlicher zu werden begann, verlegte Guido Lehr- und Spielstunden in seine geräumige Studierstube. Und hier war Erika gar bald heimisch geworden. Unter dem Vorwand, Ordnung zu machen, verräumte sie ihm beständig Bücher und Schulhefte. Doch er suchte, ohne zu murren, wieder alles zusammen, mit der leisen und darum auch fruchtlosen Ermahnung, seine Sachen in Zukunft auf ihrem Platze zu lassen. Während der Mahlzeiten erheiterte mich das Geplauder und Lachen der Kinder. Und wenn es gar eine gemeinschaftliche Spazierfahrt oder eine Fußpartie nach den nahen Bergen gab, schien für uns drei der Himmel aufgethan. Nie habe ich mehr und besser gearbeitet, als während des Winters, den ich, alle geselligen Beziehungen ablehnend, nur Guido und der kleinen Erika widmete. Und wenn ich die beiden jungen Geschöpfe so fried- und liebevoll beisammen sah, da schweiften meine Gedanken in die ferne Zukunft, was wohl werden könnte aus ihnen. Etwa ein glückliches Paar? Wir Frauen sind ja geborene Heiratsstifterinnen. Auch mich überkam — bei Erikas kaum vollendeten acht Jahren war's eigentlich eine Lächerlichkeit — auch mich überkam diese Schwäche, trotzdem ich selber mich nie hatte vermählen wollen, weil —.

Nun weil? Warum soll's mir nicht gestattet sein, hier ein knapp gehaltenes Bild meiner Vergangenheit zu geben, um so mehr, als dieselbe wunderbar genug in den Gang dieser dem Leben entnommenen Erzählung eingreifen wird. Die Schmerzen, die ich ertragen, die Wunden, die mir geschlagen wurden, lange genug sind sie geheilt und vernarbt, als daß ich, nicht ohne zu sehr zu leiden, darauf zurückblicken könnte.



Zum 70. Geburtsfest König Alberts von Sachsen. (Mit Text.)

Es ward nicht an meiner Wiege gesungen, daß ich einst unter den Frauen eine Ausnahmsstellung einnehmen, daß ich Schriftstellerin werden sollte. Im Gegenteil, mein Vater haßte die „emancipierten Weiber" auf das lebhafteste. — Und auch meine gute Mama, eine biedere deutsche Hausfrau, that alles mögliche, mich auf meinen „künftigen Beruf" als Gattin und Mutter würdig vorzubereiten. Mit siebzehn Jahren hatte ich schon einen Bräutigam, den meine Eltern für mich ausgesucht. Das letztere ist eine recht gewöhnliche Sache; Väter und Mütter besitzen nicht oft die Selbstverleugnung, die Hände aus dem Spiel zu lassen, wenn es die Heiraten ihrer Söhne und Töchter gilt. Weit seltener ist, daß diese Söhne und Töchter mit der meist nur vom Verstande geleiteten Wahl ihrer Eltern einverstanden sind. Und in diesem nicht häufigen Falle befand ich mich. Mein Verlobter war der einzige Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, der mit meinem ja auch dem Handelsstande angehö-

rigen Vater in engster Geschäftsverbindung stand. Der körperlich sehr schöne und geistig reich begabte Jüngling hatte sich nicht ganz leicht hinein verbannen lassen in das Comptoir der väterlichen Firma. Wie man erzählte, sollte es da harte Kämpfe gegeben haben, in denen der Alte, ein Eisenkopf, und der Junge, ein Feuergeist, ganz unverwandtschaftlich feindlich aneinander gerieten. Fritz Hartmuths, meines Verlobten Mutter, war aus Schreck und Entsetzen während einer besonders heftigen Scene bewußtlos geworden und in eine gefährliche Krankheit verfallen. An ihrem Leidensbette hatte der zärtliche Sohn sich endlich gefügt und seinen Träumen, ein berühmter Schauspieler zu werden, entsagt. Und Friede wurde geschlossen, in den man auch mich, mir unbewußt, mit einschloß, indem Fritz sich nicht weiter weigerte, mich heimzuführen, wie die beiderseitigen Väter heimlich abgekartet hatten.

O, wäre Fritz damals aufrichtig gegen mich gewesen, welche Pein hätte er mir, welches schmachvolle Unglück sich selber erspart. Aber er schien seit dem Schwure, den er am Krankenbette seiner Mutter abgelegt, jede freie Aeußerung seines innersten Wesens für Schuld und Meineid zu halten. Es kam etwas Gebundenes, Erzwungenes in sein Benehmen; Haltung und Bewegung erinnerten ganz leise ans Automatenhafte, sein Blick wurde starr und starr auch das fortan auf seine Lippen wie festgebannte melancholische Lächeln.

Ich, die ich seine Spielgefährtin gewesen, bemerkte diese Veränderung wohl. Allein ich schrieb dieselbe der dumpfen Schreibstubenluft, der ihm widerwärtigen mechanischen Beschäftigung mit trockenen Zahlen und ein wenig auch der Strenge seines Vaters zu, die ihm jede Erholung versagte und die unschuldigste Zerstreuung als Leichtsinn und maßlose Vergnügungssucht verurteilte. Ich suchte es ihm bei uns behaglich zu machen, indem ich stets ein gutes Buch für ihn bereithielt, ihm auf dem Klavier vorspielte, oder mit ihm ernsthafte Gespräche führte über alle hohen und heiligen Fragen des Menschenlebens. Ich durfte mich ja ohne Scheu um ihn bemühen innerhalb der Grenzen, die meiner Mutter stete Aufsicht mir steckte. War ich doch seine erklärte Braut. Und er zeigte sich so dankbar für die harmlos heiteren Stunden, die ich ihm verschaffte, seine Blicke gewannen einen so freundlichen Ausdruck in meiner Gegenwart, er empfing die schüchternen Beweise meiner Gunst mit so lebhafter Freude, daß ich mich — täuschen ließ, daß ich den kalten Strahl seiner Erkenntlichkeit für — die brennende Glut der Liebe hielt. In meiner jugendlichen Unerfahrenheit ahnte ich nicht, wie es nur das Feuer meiner Neigung für ihn war, das auch ihn erwärmte. Sein Herz glich damals dem kühlen, dunklen Monde, dem die Sonne mit ihrem Strahlenüberflusse künstlich Licht zuführt.

Manchmal freilich machte mich seine Zerstreutheit, eine ihm entfahrene düstere Aeußerung, oder ein finsterer Schatten auf seiner Stirne stutzig. Aber dann belog ich mich sophistisch selber. „Er ist nun einmal so, es ist sein Charakter, war er ja doch immer ein stiller, in sich gekehrter Knabe".

Plötzlich kam die Katastrophe. Fritzens Mutter starb an einem Schlagflusse — weder Gatte noch Sohn waren um sie in ihrer Todesstunde. Als beide aus der Geschäftskanzlei herbeistürzten, war schon alles vorüber. Sie kamen nur gerade zurecht, die armen, gebrochenen Augen einer — Leiche zu schließen.

Ich sah Fritz erst am Begräbnistage wieder. Während die Tote aufgebahrt lag, hatte er sich keinen Augenblick von ihr entfernt und jeden Besuch, jedes Zeichen der Teilnahme heftig zurückgewiesen. Auch mein Vater hatte ihn nicht zu Gesichte bekommen und nur mit dem Gatten der Verstorbenen gesprochen.

Als der Sarg geschlossen wurde, stand ich in Begleitung meiner Mutter neben demselben. Fritz kniete auf einem schwarzbehängten Betschemel, ohne Thränen und ohne sich irgend zu bewegen. Ich erschrak vor seiner Bläſſe, vor seinem verstörten Blick. Ich fühlte das Bedürfnis, ihm ein Trosteswort zu sagen, oder ihn wenigstens auf meine Gegenwart aufmerksam zu machen. Schien er doch weder zu sehen, noch zu hören, daß überhaupt Leute um ihn waren. Der Sarg wurde von dem Katafalk aufgehoben; während des allgemeinen Aufbruches der Leichengäste konnte ich mich unbemerkt meinem Verlobten nähern. Leise ließ ich meine Hand auf seine Schulter gleiten.

„Erbarme Dich, Fritz!" stammelte ich, mit dem Weinen kämpfend. „Du hast viel aber nicht alles verloren. Mein Herz bleibt Dir treu durchs ganze Leben!"

Er sah zu mir auf so kalt und fremd, als begegneten wir uns zum erstenmale. Mit einer müden Bewegung strich er sich das Haar aus der Stirne.

„Ich bin nun frei, ganz frei!" sagte er kaum vernehmlich vor sich hin. „Frei! Aber um welchen Preis!"

Ich konnte ihn nicht nach der Bedeutung dieser seltsamen Worte fragen, denn meine Mutter ergriff mich am Arme und zog mich mit sich fort, den übrigen Leichengästen nach. Einige Freunde bemächtigten sich Fritzens und seines tiefgebeugten Vaters, um sie auf dem schweren Gange nach Kirche und Friedhof zu unterstützen.

Von ferne sah ich meinen Verlobten hinter dem Sarge herwanken, der von sechs Bediensteten der Firma „Hartmuth" getragen wurde. An der offenen Grube, während der Ansprache des Priesters, stand er mit verhülltem Gesichte. Dann geleiteten ihn wieder die Freunde bis zum Ausgang des großen Totengartens, wo ein Wagen auf ihn und seinen Vater wartete.

Mich hatte sein Auge während der ganzen Leichenfeier nicht gesucht. Ich schrieb das seiner Schmerzversunkenheit zu, obwohl es mir schien, daß ich in seinem Falle den Trost aus geliebtem Munde nicht hätte entbehren mögen. Auch daß er mich während der nächstfolgenden Tage nicht besuchte, wußte mein Herz zu entschuldigen und zu erklären. Er wollte sich zuerst wieder notdürftig fassen, er konnte gewiß jetzt noch nicht über den jähen, erschütternden Trauerfall sprechen.

Da bekam ich einen Brief von seiner Hand, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Verzeihen Sie mir, Karoline, daß ich meine eigenen Wege gehe, auf die ich Sie, das zartgewöhnte und in strenger Sitte erzogene Mädchen, nicht mitzunehmen wage. Oder würden Sie mir für den Vorschlag Dank wissen, die Frau eines angehenden Schauspielers zu werden? Wäre meine Mutter am Leben geblieben, dann hätte ich das Joch nicht abgeworfen, das mein Vater mit harter Hand auf meinen Nacken gelegt; ich wäre Kaufmann geblieben auch gegen meine Neigung. Und in diesem Falle hätte ich Sie als den einzigen freundlichen Stern betrachtet auf meiner freudlosen Bahn. Nun aber, nachdem mein Teuerstes auf Erden dahin ist, bindet mich keine Rücksicht mehr. Ich folge dem inneren Rufe, der mich als Künstler haben will. Ihm opfere ich alle anderen Vorteile, selbst auch Ihre zarte, treue Neigung! Leben Sie wohl. Wählen Sie einen Würdigeren zum Lebensgefährten, als den unruhigen, zu einem stillen, seßhaften Leben verdorbenen

Fritz Hartmuth."

Ich wurde nach dem Lesen dieses Briefes nicht krank, ich ängstigte meine Eltern nicht durch Schmerzensausbrüche. Still verschloß ich meinen Kummer im tiefsten Grund der Seele. Und nicht einmal zu zürnen vermochte ich dem Abtrünnigen. Ach, er war ja meines Mitleides würdiger als meines Unmutes.

Der Unglückliche hatte im guten Glauben, daß ihm ein Pflichtanteil vom väterlichen Vermögen gebühre, eine nicht unbedeutende Summe mit sich genommen, „zur Bestreitung seiner Ausbildung in der dramatischen Kunst", wie er seinem Vater schrieb. Dieser aber, ein rauher, eisenharter Charakter und über alle Schranken hinaus wütend gemacht durch solch offenen Ungehorsam, zeigte seinen Sohn als Dieb den Behörden an und ließ ihn steckbrieflich verfolgen.

Gott sei Dank, das ärgste, gefangen und eingekerkert zu werden, blieb meinem ehemaligen Verlobten erspart. Er war und blieb spurlos verschwunden. Was aber mochte das Los des Verfolgten, Geächteten sein, der seiner erwählten Kunst so viel geopfert und sich ihr nun nicht einmal widmen durfte. Denn wie konnte er es wagen, sich öffentlich auf irgend einer Bühne zu zeigen, wenn auch unter fremden, angenommenen Namen? Die verstecktesten Erdwinkel mußte er suchen, seinen Verfolgern zu entgehen. Oder übers Meer fliehen, dorthin, wo sich im unermeßlichen Menschengewühl das Unglück sowohl wie die Schuld verbirgt. Verschollen mußte er bleiben für sein Vaterland, für die Seinen.

In der That habe ich nie wieder etwas von Fritz Hartmuth gehört. Ich bin unverheiratet geblieben trotz so mancher ehrenden Anträge und trotz der Bitten und Vorstellungen meiner Eltern, die mich vor ihrem Lebensende durchaus noch auf ihre Weise „glücklich" sehen wollten. Die Guten begriffen nicht, daß mein Schmerz um meine Jugendliebe, der so still war, zugleich so unüberwindlich sein sollte.

Sie mußten die Augen im Tode schließen, ohne die Genugthuung, mich meinen „Eigensinn" bereuen und rasch noch vor dem Thorschluß, das heißt vor meiner besiegelten „Altjungfernschaft" eine passende Ehe eingehen zu sehen. Ich war dreißig Jahre alt, als Vater und Mutter rasch nach einander aus dem Leben schieden. Meine um weniges jüngere Schwester war damals schon längst verheiratet und hatte, der anscheinend glänzenden Partie wegen, die sie gemacht, eine ungewöhnlich hohe Mitgift bekommen. Ihr fiel laut Testament also nur mehr eine nicht sehr bedeutende Barsumme zu. Das Vaterhaus mit dem darin eingerichteten Kolonialgeschäfte en gros war mein Anteil. Mein Vater hatte wohl noch immer gehofft, daß ich ihm einen erwünschten Schwiegersohn und Nachfolger im Geschäfte zuführen würde.

Was blieb mir unerfahrenem und handelsfeindlichen Mädchen anders übrig, als Haus und Firma an einen jungen Vetter zu verkaufen, der nicht einmal den Namen auf dem Schilde zu verändern brauchte, denn er war meines Vaters Patenkind und hieß wie dieser Franz Eichinger.

Derselbe junge Vetter glaubte sich auch, ich glaube aus purer Höflichkeit, verpflichtet, sich um meine Hand zu bewerben. Die arme Cousine mochte ihm gar zu vereinsamt vorkommen — oder wollte er den bezahlten Kaufschilling auf Umwegen zurückerobern? Ich will darüber nichts entscheiden. Natürlich aber lehnte ich ebenso höflich ab, kaufte mir ein hübsches Vorstadthaus mit schattigem Garten, verschönerte und schmückte mein einsames Nest und wurde darüber wirklich zur alten Jungfer, nur ohne sonst obligate Hunde und Katzen, wie Guido ganz richtig bemerkt hatte. Statt der Hunde und Katzen war mir eben ein besserer Zeitvertreib beschieden. Ich machte nämlich, in meiner stillen Abgeschiedenheit, unter stetem Nachdenken über mein und meiner Mitmenschen Schicksal die Entdeckung, daß ein Gott mir gegeben hatte „zu sagen, was ich leide". Guter Vater, du hast wenigstens nicht mehr erleben müssen, daß deine Lieblingstochter unter die Schar der dir so verhaßten Blaustrümpfe ging.

Für mich war das litterarische Schaffen eine mir unverhofft aufgehende Freudensonne. Mit jedem Federzuge, mit jedem Worte und Bilde, das sich meiner angenehm erregten Phantasie entwand, schien ein Teil der Last von meiner Seele zu gleiten, unter der ich seit dem jähen Untergang meiner Liebe geseufzt. Ich begann freier zu atmen, zu finden, daß es sich doch lohnte, dem Leben eine weniger düstere Seite abzugewinnen und daß man zufrieden, wenn auch nicht gerade himmelstürmend glücklich sein konnte ohne verzehrende Liebesleidenschaft. Nicht leugnen will ich's übrigens, vielleicht hätte ich in meinem neuen Berufe weniger Befriedigung gefunden, wären die bescheidenen und dennoch so angenehm berauschenden Erfolge nicht gewesen, die meine ersten schriftstellerischen Versuche krönten. Warum soll ich diese Schwäche nicht eingestehen? Glaube ich doch, daß sie allen anhaften muß, die je zur Feder gegriffen haben, um ihr innerstes Empfinden der Mit- und vielleicht auch — dieser Hintergedanke schleicht sich stets ganz heimlich ein — der Nachwelt zu überliefern. Nur sind vielleicht nicht alle so aufrichtig wie ich.

So verlebte ich einsame, aber nicht freudlose Jahre. Dann wurde meine Schwester zuerst von finanziellem Unglück und dann von dem Tode ihres Gatten schwer getroffen. Was war natürlicher, als daß ich die trauernde Witwe zu mir rief, um sie zu trösten und aufzurichten?

Aufrichtig gestanden, ich hatte zuerst nur an ihren zeitweiligen Aufenthalt bei mir gedacht. Die Vorstellung, einen komplizierten Haushalt zu führen, Kinder und mehrere Dienstboten um mich zu haben, war mir durchaus nicht verlockend. Gabriele schien aber meine Einladung — anders verstanden zu haben. Und ich fand nie den Mut, sie über meine wahre Meinung aufzuklären. Das wäre mir zu unschwesterlich, zu ungroßmütig erschienen. Ich richtete mich also wenigstens so unabhängig wie möglich von meiner Umgebung ein. Meine Zimmer waren die abgeschiedensten des ganzen Hauses, und es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß ich mit meiner Schwester und ihren Kindern mehr beisammen war, als bei dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle. Und das war gut so, denn meine Schwester besaß neben vielen achtungswerten Eigenschaften doch auch so manche Schwäche. Namentlich war ihr eine gewisse Kleinlichkeit der Lebensauffassung eigen, die meinen mehr ins große Ganze zielenden Ansichten völlig zuwiderlief.

Durch Vorsicht und Zuvorkommenheit hatte ich, trotzdem ich mich mit Gabriele eigentlich schlecht genug verstand, leidlichen Frieden und häusliches Behagen zu erhalten gewußt, bis durch die kleine Erika ein gefährlicher Gährungsstoff zwischen uns gekommen war, der mich vor meiner Schwester Rückkehr ganz ernstlich bangen ließ.

Dies ist die einfache Darlegung meiner Vergangenheit und meiner Lebenslage. Was dazwischen liegt an unausgesprochenen Bitternissen, die jedem einsamen Frauenleben anhaften, an heimlichem, streng-verhehltem Zweifel, ob es doch das richtige gewesen, freiwillig auf Frauenglück und Familienfreude zu verzichten — das muß erraten werden von jenen, die gewählt haben wie ich, und die wie ich sich zeitweiliger Reue nicht zu erwehren vermögen. Und in dieser zeitweiligen Reue lag eben der Zauber, mit dem mich Klein-Erikas Gegenwart umstrickte. Ein Wesen so ganz mein eigen zu nennen, daß Momente süßer Täuschung für mich kamen, in denen ich wirkliche Mutterfreude kostete — wer als ein anderes einsames Mädchen kann mir dieses dem echten so verwandte Scheinglück nachempfinden?

6.

Ich hatte mit meiner Schwester ausgemacht, daß sie gegen Mitte Mai aus Italien zurückkehren würde. Die kleine Elly erholte sich sichtlich unter dem Einfluß des milden Klimas, wie mir in jedem Briefe gemeldet wurde, sie sollte also so lang wie möglich die ihr zusagende Südluft genießen. Um so lebhafter war meine Ueberraschung, als mir Gabriele plötzlich schrieb, es war erst anfangs April, daß es heiß zu werden beginne an der Riviera. Sie und Elly seien nicht an solche Sonnenglut gewöhnt. Die Kleine leide auch entschieden an Heimweh und verlange nach Hause. Der Winter sei ja nun auch vorüber und die paar noch bevorstehenden Frühlingsfröste würden dem nunmehr völlig genesenen Kinde gewiß nichts schaden. Ich schrieb eilig zurück, ermahnte zu Geduld und Vorsicht und ließ auch durch unseren Hausarzt, der Ellys Konstitution vollauf kannte, einige warnende Zeilen beifügen. Vergebens! Meine Schwester hatte sich niemals durch Vernunftgründe von einem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen. Sie mußte auch dieses Mal ihren Willen haben. Und erst viel später erfuhr ich den wahren Grund ihres eigensinnigen Beharrens auf der übereilten Rückreise. Guido hatte in seinen Briefen an die Mutter fast immer nur von Klein-Erika erzählt. Und sie, in Eifersucht und Aerger darüber befangen, glaubte ihren Sohn nicht länger dem ausschließlichen Umgange mit dem „fremden Eindringling" überlassen zu dürfen. Selbst ihre Liebe und Sorge für Elly mußten vor diesem mißgünstigen Gefühle zurückstehen.

So sah ich sie denn am zehnten April ohne große Freude wiederkehren; ich war so glücklich gewesen mit Guido und Erika. Von Gabriele hatte ich nichts als eine Störung unserer angenehmen Zusammengehörigkeit zu befürchten. Sie wollte denn auch sogleich Einsprache erheben gegen die Lehrstunden, die Guido meinem Pflegekinde erteilte. Da wies ich sie aber zum erstenmale gehörig in ihre Schranken zurück. Schließlich war ja ich es, die die Kosten seiner Studien bestritt. Ich hatte also wohl eigentlich das Recht, etwas von seiner freien Zeit zu beanspruchen. Und ich that's um so unbedenklicher, weil Guido sich mit dem freudigsten Eifer seinem improvisierten Lehramt unterzog.

An Elly freilich konnte ich herzliches Vergnügen haben. Die Kleine hatte rosige Wangen und eine noch rosigere Laune von ihrer italienischen Reise mit heimgebracht. Gänzlich geheilt erschien sie mir zwar noch nicht; ihr fortgesetztes Hüsteln wollte mir gar nicht gefallen. Und auch der Arzt ermahnte zu jeder Schonung und Rücksicht. Aber kräftiger war Elly geworden, das blieb gewiß. Sie stieg mit größerer Leichtigkeit die Treppen hinan, ging gern und oft in der ungewöhnlich milden Luft des Vorfrühlings spazieren und beteiligte sich selbst am Lawn Tennis-Spiele, das ihr Bruder leidenschaftlich liebte.

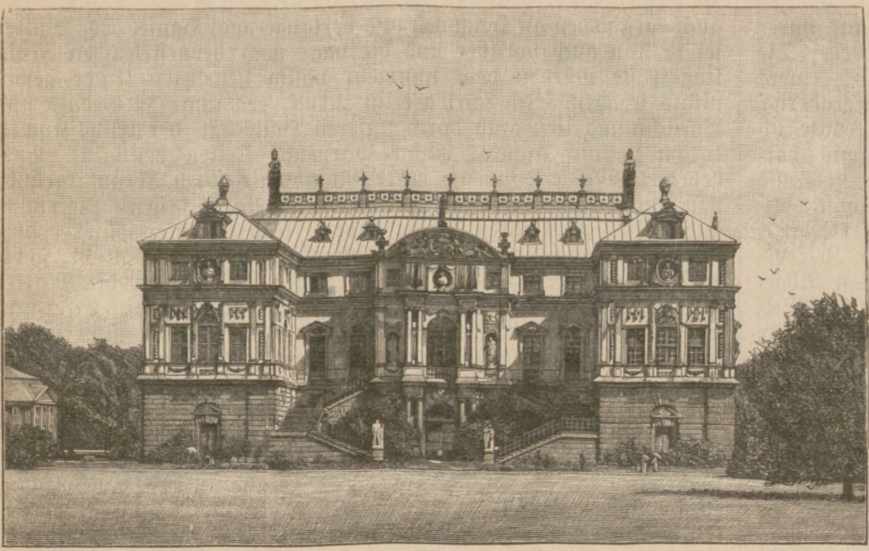
An Erika schloß sie sich an, viel inniger als zuvor. Sie wollte an deren Lehrstunden teilnehmen, um sich auch nicht einmal für Stunden von ihr trennen zu müssen. Und obwohl sie durch ihre etwas langsame Fassungsgabe meine Pflegetochter eher hemmte als förderte, so mußte ich sie doch gewähren lassen. Ich liebte sie ja jetzt viel zärtlicher wie früher, der warmen Anhänglichkeit wegen, die sie Klein-Erika bewies. Die drei Kinder bildeten nunmehr ein unzertrennliches Kleeblatt; meine Schwester hatte nicht die Macht, diesen festen Bund der kleinen Herzen zu zerstören, oder auch nur zu lockern.

Es kam aber nun eine Zeit, in der Gabriele ihre voreilige Rückkehr aus dem Süden zu bereuen begann. Auf die ersten lauen Frühlingstage folgte gegen Ende April ein Wetter, wie es selbst inmitten des Winters nicht ärger hätte toben können. Sturm und Schnee, eisiger Regen und scharfer Frost wechselten in unausstehlicher Reihenfolge. Guido kam stets triefend und zähneklappernd von der Schule nach Hause. Und die beiden kleinen Mädchen mußten überhaupt daheim gehalten werden, wollte man sie nicht mutwillig der Erkältungsgefahr aussetzen.

Aber selbst in den wohlgeheizten Zimmern empfand die zarte Elly den Einfluß der rauhen Witterungsverhältnisse. Verwöhnt, wie sie durch die warme Südsonne war, rieselten beständig Frostschauer durch ihren Körper, so sorgfältig derselbe auch in dicke, weiche Flanellstoffe gehüllt sein mochte. Und — eines Morgens konnte sich die Kleine nicht von ihrem Bettchen erheben.

Meine Schwester kam jammernd, sich in Selbstvorwürfen verzehrend, zu mir. Ich hatte kaum den Grund ihrer Klagen aus ihren wirr durcheinander gewürfelten Reden vernommen, als ich auch sogleich nach unserem Hausarzte schickte. Er kam unverweilt, trat an Ellys Bette und unterzog sie einer genauen Untersuchung. Sein Urteil traf uns wahrhaft niederschmetternd. Eine heftige Lungenentzündung war bei der Kleinen zum Ausbruch gekommen, die mit tödlichem Ausgang drohte. Unser Doktor selber verlangte, daß andere, berühmtere Aerzte herbeigerufen würden. Ich ließ die ersten Professoren Wiens an Ellys Krankenlager entbieten. Sie konnten nur den Ausspruch unseres Arztes bestätigen und die von ihm angewandten Mittel gutheißen. Das Resultat stand in Gotteshand, wie sie angesichts der lieblichen kleinen Kranken mit aufrichtigem Bedauern versicherten.

Arme Elly! Sie hatte schlimme Tage oder vielmehr Monate zu überstehen und meine Erika mit ihr. Das leidende Kind wollte ihre Spielgefährtin nicht missen und weinte krankhaft eigensinnig, wenn ich dieselbe auf Stunden mit mir fortnahm, um sie Erholung und freie Luft genießen zu lassen. Selbst die ungestörte Nachtruhe meiner Pflegetochter hatte ich ernstlich zu verteidigen. Wenn Elly nach Erika verlangte, gab es keine Stunde für meine Schwester,



Das Schloß im königlichen Garten in Dresden. (Mit Text.)

in der sie mich nicht aus dem Schlafe aufgestört und verlangt hätte, die Kleine sollte ihr nach dem Krankenzimmer folgen. Ich ließ das freilich während der Nacht niemals geschehen, hatte aber deshalb Gabrielens Klagen anzuhören, die mir vorwarf, ich zeige mehr Herz für ein fremdes Kind, wie für meine eigene Nichte.

Guido benahm sich wahrhaft musterhaft in diesen schweren Zeiten. Er war wirklich bewunderungswürdig in der Erfindung neuen Zeitvertreibes für seine kranke Schwester, an deren Lager er jede freie Minute verbrachte. Er malte Bilder für sie, stellte kleine Theater aus steifem Karton zusammen, baute Kartenhäuser und spielte endlose Dominopartien mit ihr. Zugleich suchte er seine Mutter zu besänftigen und ihre oft übertriebenen Ansprüche an meine Geduld und Teilnahme herabzumindern. Und nicht zum letzten nahm er Klein-Erika in Schutz gegen die ihren jungen Kräften unmäßig zugemuteten Anstrengungen.

(Fortsetzung folgt.)

Treu meinem Wort.

Von J. Piorkowska.

(Schluß.)

Fast zwei Jahre waren vergangen. Wieder war es an einem warmen Sommerabend wie damals, als Rudolf zurückgekehrt war in die Heimat. Noch lebte ich allein für mich, noch hatte ich meinen Mädchennamen nicht vertauscht mit dem des Geliebten, noch war unser Bund unser alleiniges Geheimnis.

Einige Zeit nach Ernsts Tode hatte Rudolf mir zu einer baldigen Heirat zureden wollen, das aber widerstrebte damals noch meinem Gefühl. Ich, die ich einem Sterbenden versprochen hatte, so weit dies in meiner Macht stand, jeglichen Kummer, jeglichen Schmerz von meiner Schwester fernhalten zu wollen, ich sollte vor sie hintreten und ihr sagen, daß ich mein Glück in dem gefunden, was sie verloren hatte?! — Nein, das vermochte ich nicht! Noch war ihr Kummer, ihr Verlust zu neu, als daß ich denselben durch die Mitteilung meines Glückes von neuem hätte aufrühren dürfen.

So war bisher alles beim Alten geblieben. — Und wie ich da an dem warmen Sommerabend auf der Veranda saß und zuschaute, wie Else mit ihrer kleinen Nelly auf dem großen Rasenplatz spielte, und ich die zwei — Mutter und Kind — so herzlich und heiter mit einander lachen hörte, da fragte ich mich im stillen: hat sie denn ganz ihren Gatten, den guten, edlen Ernst vergessen? Oder ist es nur des glücklichen Kindes ungetrübter Frohsinn, der das Mutterherz so fröhlich stimmt? Dann dachte ich: Jetzt bedarf sie meiner nicht mehr. Und weiter schweiften meine Gedanken zu Rudolf. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich seine Liebe, seine Treue auf eine harte Probe gestellt hatte, und daß es jetzt wohl an der Zeit sei, ihm mein lang gegebenes Versprechen endlich zu erfüllen. Warum aber drängte sich mir dann gewaltsam die Frage auf: Verlangt es ihn denn noch nach der Erfüllung Deines Versprechens?

Einen Moment stockte mir der Atem, drohte mir das Herz still zu stehen; alles Blut schoß mir nach dem Kopfe, und dann überkam mich eine tödliche Schwäche. Gleich einer Vision tauchte Ernsts Gestalt vor mir auf, ernsten Blickes schaute er mich aus seinen geisterbleichen Zügen an, und deutlich vernahm mein Ohr, wie er in feierlichem Tone zu mir sprach: Gedenke Deines Gelübdes, daß Du jede Sorge, jeden Kummer von ihr fernhalten wolltest!

Die Vision schwand, und es tauchten andere Bilder vor mir auf. Ich schloß die Augen, um sie nicht zu sehen, ich schalt mich mißtrauisch, ungerecht, aber umsonst. Der Gedanke eines Verdachts hatte zahllose kleine Einzelheiten in seinem Gefolge, die ich bisher kaum beachtet, auf die ich wenigstens, sie für unbedeutende Zufälligkeiten haltend, keinen weiteren Wert gelegt hatte.

Jetzt aber nahmen diese Dinge mit einemmale eine entsetzliche Gestalt, eine neue Deutung an. So sehr ich mich auch dagegen sträubte und wehrte, so gewaltsam ich Auge und Ohr dagegen verschließen wollte — vergebens! Die traurige Erkenntnis ließ sich nicht mehr bannen; ich fühlte, daß ich bisher wie mit Blindheit geschlagen gewesen, daß ich mit einemmale sehend geworden war, und ich die furchtbare Wahrheit erkennen mußte, daß Rudolfs Herz nicht mehr mir gehörte, daß er Else liebte und diese seine Liebe erwiderte.

Ich wußte, Rudolf war ein Ehrenmann, und würde seinem Worte gegen mich treu bleiben; ich wußte auch, daß Else mich zu wahr und aufrichtig liebte, als daß sie mir durch irgend welche Künste sein Herz abwendig gemacht haben würde; deshalb blieb mir nur eine Wahl: ich mußte handeln, ich mußte alles auf mich nehmen!

Und langsamen Schrittes nach meinem Zimmer wankend, sank ich vor meinem Bett nieder, vergrub mein Gesicht in die Hände und betete, ach, so inbrünstig, wie ich wohl noch nie zu meinem Gott gebetet hatte, daß er mir Kraft gebe, das Schwere zu vollbringen.

Wie lange ich so in stummem Flehen verbrachte, ich weiß es nicht; schon hatten die abendlichen Schatten sich auf die Erde herab=



Burg Wettin a. S., Stammschloß des sächsischen Königshauses. (Mit Text.)

gesenkt, schon tauchte ein blitzender Stern nach dem andern an dem tiefblauen Himmel auf und schaute herein zu meinem Fenster, als ich mich erhob und, wenigstens äußerlich ruhig, hinunter zum Abendessen ging. Dann schritt ich die Terrassenstufen hinab nach einer kleinen Laube und beobachtete, wie der Mond hervortrat und mir so ruhig und vertrauensvoll zuzulächeln schien.



Vor dem Amtsvorsteher. Von Anton Müller. (Mit Text.)

Nach einiger Zeit hörte ich nahende Schritte auf dem Kiesweg: Herz, bewahre Deinen Mut und Ruhe! — er war es — Rudolf!

Er kam näher, setzte sich neben mich und nahm meine Hand in die seinige — so sanft, so freundlich wie ein Bruder. Und bei dem matten Mondlicht glaubte ich auf seinem Gesicht einen Ausdruck halb des Mitleids zu bemerken. Mitleid von ihm? o, das ertrug ich nicht! — und ihm langsam meine Hand entziehend, bückte ich mich und streichelte den Hund zu meinen Füßen.

Da hob Rudolf mit einer gewissen Hast, als zwinge er sich, etwas zu sagen, das er lieber ungesagt gelassen hätte, zu reden an: „Gertrud, zwei Jahre sind vergangen, seit ich in die Heimat zurückkehrte, als ich hoffte, Dich binnen kurzem die Meine nennen zu dürfen. Wann wirst Du mir jene Hoffnungen erfüllen?“

Jene Hoffnungen! Die geschwundenen Hoffnungen der Vergangenheit, aber nicht neue, lebendige Hoffnungen der Gegenwart! O, wie gerne hätte ich ihm noch vor kurzem die erwünschte Antwort gegeben! Aber heute? — Fast brach es mir das Herz, ihm das zu antworten, was er in seinem Tiefinnersten wohl wünschte, doch es mußte sein! — Alle meine Kraft zusammennehmend, entgegnete ich sehr ruhig: „Wenn Deine Hoffnungen vernünftige sind und dieselben keinem der Betreffenden Kummer bereiten — dann je eher, um so besser!“

Es erfolgte kurzes Schweigen, während dem er mich erstaunt ansah.

„Meine Worte überraschen Dich?“ fuhr ich fort, „Du hast doch wohl nicht neuerdings wieder Einwände von mir erwartet?“ setzte ich nicht ohne Bitterkeit hinzu.

„Das nicht,“ sagte er, „aber —“ dann plötzlich stockte er.

„Du warst auf keine so bereitwillige Zustimmung von mir gefaßt,“ beendete ich seinen Satz.

„Du bist seltsam verändert, Gertrud,“ sprach er ernst.

„Mit der Zeit ändert sich alles; auch Du bist ein anderer geworden, warum sollte ich allein dieselbe bleiben? Doch sprich, bist Du zufrieden mit der Veränderung, die mit mir vorgegangen ist?“

„Noch weiß ich nicht, in wiefern Du Dich verändert hast,“ versetzte er, einer direkten Antwort ausweichend.

„Rudolf,“ hob ich da in entschlossenem Tone an, „laß uns nicht unnütze Worte verschwenden. Ich bin ebenso wie Du eine andere geworden. Halt!“ fuhr ich fort, als er mich unterbrechen wollte, „ich weiß, was Du sagen willst, ich weiß auch, daß Du mir Dein Wort halten würdest. Wäre es aber wohl recht, drei Menschen für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen?“

„Was soll das heißen? wer würde unglücklich?“ fragte er.

„Thu' nicht, als verständest Du mich nicht. Du weißt recht gut, daß Du unglücklich wärst, wenn ich die Deine würde; denn Deine Liebe gehört nicht mehr mir.“

Er wollte aufspringen, ich aber legte beruhigend meine Hand auf seinen Arm und fuhr fort:

„Auch Else wäre unglücklich, und ich wäre von uns allen dreien wohl die Unglücklichste, denn ich könnte weder mich noch meinen Gatten achten. Jetzt geh Du Deinen Weg, und laß mich den meinen gehen; von nun an führen unsere Pfade auseinander. Wir können noch Freunde sein, aber nichts mehr. Gott sei mit Dir!“

Mit diesen Worten reichte ich ihm die Hand, einen Moment drückte er sie krampfhaft, dann ließ er sie plötzlich los, und ich verließ die Laube.

„Gertrud! Gertrud! so höre mich doch an!“ rief er; ich aber schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Weder jetzt, noch in Zukunft will ich auch nur ein Wort darüber hören,“ erwiderte ich heftig und ging hastigen Schrittes dem Hause zu.

* * *

Ich hatte mich nicht geirrt. — Die Zeit verstrich, und eines Tages traten Else und Rudolf als Brautpaar vor mich hin. Ich selbst traf zur Hochzeit alle Vorbereitungen mit anscheinender Ruhe.

Eines Abends erwartete ich Else bei mir. Ich ging in den Garten, trat an das Gitter und schaute die in leichte Nebel gehüllte Straße hinab. Nach einer kleinen Weile hörte ich Stimmen und nahende Schritte. Es war die Erwartete in Rudolfs Begleitung, und meinend, sie würden beide bei mir eintreten, lehnte ich, um sie an mir vorübergehen zu lassen, gegen die hohe Linde. Doch schon im nächsten Moment bedauerte ich, mich auf diese Weise ihren Blicken entzogen zu haben; denn vor der Gartenthüre blieben sie stehen, und ich hörte Rudolf sagen:

„Sie ist eine gute, edle Seele, die sich so aber sicher viel glücklicher fühlt, als wenn sie geheiratet hätte.“

„Gertrud kennt kein größeres Glück, als anderen Gutes thun,“ lautete Elses Antwort. „Sie ist glücklich nach ihrer Art; sehr tief empfinden kann sie überhaupt nicht. Sie nimmt das Leben so kühl, daß ich sie oft nicht begreife. In ihrer Güte könnte sie den Menschen, welche sie wirklich liebt, alles hingeben, und doch erscheint es bei ihr nie wie ein Opfer; ich muß sagen, ich verstehe sie nicht.“

„Auch mir ist sie ein Rätsel. — Doch nun gute Nacht, mein Liebling,“ sprach Rudolf, indem er sich zu einem Abschiedskuß zu ihr niederbeugte.

„Gute Nacht, Geliebter,“ erwiderte Else munter.

So schieden sie von einander, und Else lehnte über die Gartenthüre und schaute ihrem Verlobten so lange nach, bis er ihren Blicken entschwunden war. Dann ging sie dem Hause zu, ahnungslos, daß ich ein stummer Lauscher ihrer Unterhaltung gewesen war.

„Der Himmel, der mich lehrte, das Rechte zu thun, er wird mich verstehen,“ dachte ich schwer seufzend; meine Augen füllten sich mit Thränen. Ich sehnte mich nach einem teilnehmenden Herzen; und sie, deren Teilnahme und Mitgefühl mir so lieb und wert gewesen wäre, sie verstand mich nicht, ja, sie zweifelte sogar daran, daß mein schmerzendes Herz überhaupt einer tieferen Empfindung fähig sei.

* * *

Zehn Jahre sind vergangen, seit meine Schwester Rudolfs Gattin ward. Sie sind glücklich zusammen, ich aber sehe sie nur selten. Seit eine kleine Kinderschar ihr Haus belebt, hat Else mir Nelly — Ernsts Kind — überlassen. Wir zwei, die kleine Nelly und ich, wir fühlen uns sehr glücklich miteinander.

Die schwere Prüfung meines Lebens brachte mich einst fast von Sinnen; seitdem aber habe ich längst kennen gelernt, daß die Erfüllung seiner Pflichten dem Menschen den wahren inneren Frieden verleiht. Ich habe nie Veranlassung gehabt, meine Handlungsweise zu bereuen, und kann einst offenen Blickes vor Elses verstorbenen Gatten hintreten mit der Versicherung, daß ich meinem ihm gegebenen Wort stets treu geblieben bin.

Bücher und Buchhandel des Altertums.

Kulturgeschichtliche Skizze von Wilhelm Braunau.

Bei den geradezu riesenhaften Dimensionen, welche Buchdruckerei und Tagespresse in unseren Tagen angenommen haben, dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen Blick in die Zeit des klassischen Altertums zu thun, wo eine bedeutende geistige Regsamkeit und ein daraus hervorgehendes litterarisches Bedürfnis eine Höhe erreicht hatten, daß deren Befriedigung ohne Hilfe des Buchdrucks uns fast als eine Unmöglichkeit erscheinen muß.

Es ist darum die Annahme, daß auch der Buchhandel erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst sich datiere, nicht so ganz ungerechtfertigt, verdient aber gleichwohl als ein Irrtum bezeichnet zu werden. Vielmehr haben die Alten in diesem Kulturzweig Leistungen aufzuweisen, welche unsere volle Bewunderung und — Hochachtung verdienen, zumal und gerade, wenn man bedenkt, welches mangelhafte Material ihnen in dieser Beziehung zu Gebote stand.

Während unsere Papierfabriken jetzt bereits zu den billigsten Preisen ein ausgezeichnetes Druck- und Schreibpapier liefern, war schon die Gewinnung des letzteren für jene Zeiten eine höchst subtile und komplizierte Arbeit. Der Stil der Papyrusstaude, nach welchem Namen ja noch heute das Papier den seinigen führt, ein dreikantiger, im Innern ein weiches Mark enthaltender Stengel, dessen Anbau zuerst und vorzugsweise in Aegypten gepflegt ward und in der Blütezeit des Buchhandels ganze Länderstrecken in Anspruch nahm, wurde in einzelne Stäbe zerschnitten, welche die Höhe des gewünschten Schreibmaterials hatten, die äußerste, rauhe Bastumhüllung, welche nur zu Anfertigung von Stricken und rohen Geweben sich eignete, war vorher entfernt worden und nun wurden die inneren feineren Basthäute, die nach dem Kern zu an Güte zunahmen, auf das behutsamste abgeschält. Die sich wieder aufrollenden Lagen wurden unter Pressen geglättet und dann getrocknet, worauf sie in einem Bade von Beize und Gerbstoff gereinigt und dichter und haltbarer gemacht wurden. Nach dem zweiten Trocknen begann dann das Aneinanderleimen der einzelnen Bastlagen, wobei natürlich die gleichen Sorten zusammen kamen, so daß es, was die Güte anbelangte, bereits frühzeitig mehrerlei Sorten Papier gab. Die schmalen Streifen, welche die Leimstellen bildeten, blieben unbeschrieben und waren die Zwischenräume, durch welche die einzelnen Kolumnen oder Spalten der Schrift von einander getrennt waren. Der Anfang des Papiers wurde, um es zum Schreiben zurecht zu machen, um einen runden Stab geleimt, auf welchen dann das ganze, übrige Papier aufgerollt wurde. Von diesem Umstand schreibt sich noch heute der litterarisch viel gebräuchliche Name „Rolle“ her, wie ja für die, den Schauspielern zuerteilten dramatischen Abteilungen, kaum ein anderer Name als „die Rollen“ zu finden sein dürfte.

Das Ende des je nach Bedürfnis kürzeren oder längeren Streifens Papier war wieder um einen Stab geleimt, um den der andere Teil desselben sich in gleicher Weise rollte, so daß beim Schreiben oder Lesen nicht ein Umschlagen, sondern ein fortschreitendes Auf- und Abrollen nötig war.

Bei den Römern kam jedoch bereits vor der Kaiserzeit neben dieser Art, die Bücher in Rollen zu fassen, auch eine der heutigen ähnliche Weise auf, nach welcher die Blätter an einem Buchrücken befestigt waren und umgeschlagen wurden. In der Zeit des Kaisers Augustus hatte die künstliche Bleiche des Papiers und die Glättung desselben durch Rollen und Pressen eine solche Vervollkommnung erfahren, daß das beste Papier der früheren Zeit solchem gegenüber nur noch den dritten Rang einnahm.

Ein bei weitem teureres, doch auch haltbareres Material als die Papyrusrollen bildete das Pergament. Als zur Zeit des Königs Eumenes von Pergamon die Eifersucht zwischen dem ägyptischen und pergamenischen Königshause wegen Ausstattung der beiden miteinander rivalisierenden Bibliotheken von Alexandria und Pergamon den höchsten Grad erreicht hatte, verboten, um die jüngere Rivalin in ihrem frohen Gedeihen zu hemmen, die ptolemäischen Herrscher Aegyptens die Ausfuhr nicht allein von Büchern, sondern auch des Papyrus, welcher einen ganz bedeutenden Handelszweig Aegyptens bildete. Um nun einen Ersatz an Stelle des starkbegehrten und für die pergamenische Bibliothek mit ihren zahlreichen Gelehrten ganz unentbehrlichen Schreibmaterials zu besitzen, verfiel man — die Erfindung wird dem geistvollen und gelehrten König Eumenes selbst zugeschrieben — auf den Gedanken, die Häute von Tieren

zuzubereiten und die glatte Seite derselben zum Schreiben zu brauchen. Das so hergestellte Schreibmaterial, das freilich ungleich teurer, aber auch dauerhafter war als das Papier, wurde nach dem Orte der Erfindung „Pergament" genannt. — Eine solche Tierhaut war natürlich ein weit umfangreicheres Stück als die durch die Natur selbst bestimmte Größe der Papyrusrollen und es wurden deshalb, um die einzelnen Zeilen nicht zu lang werden zu lassen, auf dem Pergament senkrechte Linien, meist mit roter Farbe gezogen, welche die einzelnen Kolumnen von einander trennten. Wie breit die natürlichen Spalten der Papyrusrollen waren, ist an den in Herkulanum gefundenen Büchern ersichtlich, wo die einzelnen Blätter in der Breite von je sechs Fingern aneinander geleimt sind. Beschrieben wurde, da sich die Rückseite, die man oft des schönen Aussehens wegen und damit die Schrift besser hervortrete, mit grellen Farben, wie Safran und anderen zu färben pflegte, durch häufigeres Auf- und Abrollen abnutzen mußte, stets nur die eine Seite und zum Schreiben selbst diente ein sprödes, schilfartiges Rohr, welches am besten aus Aegypten, dann aber auch aus Knidos und dem anaïtischen See bezogen wurde. Das Rohr der Kalamus wurde in derselben Weise geschnitten und geführt, wie unsere Federn, doch war das Schneiden eine nicht von allen gekannte Kunst und mußte ein einmal geschnittenes Rohr viel länger vorhalten, als es jetzt die beste Stahlfeder vermag. Der sogenannte Griffel diente zum Schreiben auf Wachstafeln und wurde seiner Schärfe wegen nicht bei Papier und Pergament angewendet.

Die Schrift war, wie dies auf den uns überlieferten Rollen ersichtlich ist, vorherrschend die Kursivschrift. Um schneller vorwärts zu kommen, erfand man nach dem Vorgang der Griechen auch in Rom Abkürzungen mancherlei Art, so daß z. B. die Protokollführer bei den römischen Gerichtsverhandlungen bequem dem Verlaufe derselben folgen konnten. In ganz besonderem Grade wurde die Erfindung von Abkürzungen systematisch von Ciceros Freigelassenem Tiro kultiviert, der somit bereits vor Stolze und Gabelsberger als Vater der Stenographie bezeichnet zu wecden verdient. Welche Gewandtheit die Schreiber besaßen, geht aus einer Andeutung Martials hervor, welcher erwähnt, daß der Schreiber sein zweites Buch Epigramme in einer Stunde nach dem Diktat zu schreiben vermöge. Nun enthalten die 93 Epigramme dieses Buches allein 540 Verse ohne die Ueberschriften, so daß auf die Minute mindestens neun Verse kamen, eine Leistung, welche in vollstem Maße in Erstaunen setzen muß.

Die Vervielfältigung der Bücher, welche ein geistiges Bedürfnis war und durch die die Produkte hervorragender Männer erst Eigentum des Volkes wurden, geschah durch Abschreiben oder Diktieren. Jenes war bei den Griechen das allein Gebräuchliche und mußte natürlich, da der Abschreiber jedesmal nur ein Exemplar herstellen konnte, sehr langwierig und mithin auch sehr kostspielig sein. Doch bildete dies für das geistig so regsame Volk der Griechen kein Hindernis, so daß es die Werke seiner Schriftsteller sammelte und in Bibliotheken bewahrte, wie schon Peisistratos in Athen und der durch Schillers Gedicht bekannte König Polykrates von Samos sich um die Litteratur ihres Volkes sehr verdient gemacht und Bibliotheken angelegt haben. Die Verdienste des ersteren um die Sammlung und Redaktion der homerischen Gedichte sind ja unbestritten eines der herrlichsten litterarischen Ehrendenkmale, welches sich dieser Mann für alle Zeiten errichtet hat. Das einzelne Abschreiben wirkte aber thatsächlich sehr hemmend auf eine größere Verbreitung ein und nur Fürsten und Millionäre waren im stande, die Büchermärkte, wie ein solcher bereits zu Themistokles Zeit in Athen existierte, zu besuchen und da Einkäufe zu machen. Zu Sokrates Zeiten befand sich der Mittelpunkt dieses buchhändlerischen Verkehrs in der Orchestra des Dionysischen Theaters.

Erst als Rom der Kulturschätze des Ostens sich bemächtigt hatte und mit den griechischen und kleinasiatischen Sklaven viele Tausende von gelehrten oder wenigstens gebildeten Griechen und Orientalen nach Rom gelangten, waren die Mittel zur Entfaltung eines Buchhandels gegeben, der uns durch seine Großartigkeit und Ausbreitung in Erstaunen setzen muß. Anfänglich ließ jeder, der eine Anzahl solcher gebildeter Sklaven besaß, seine eigenen Schriften, oder auch diejenigen, von denen er Exemplare zu besitzen wünschte, abschreiben, wogegen er wieder andere eintauschen konnte. Allmählich aber wurde dies immer mehr im großen betrieben und Hunderte von Sklaven saßen in geräumigen Sälen, deren Ausstattung unseren gegenwärtigen Hörsälen der Universitäten ziemlich gleich kam, zu den Füßen eines Diktanten, der mit lauter Stimme das zu vervielfältigende Werk vorlas, welches von jenen nun nicht blos in möglichster Geschwindigkeit, sondern zugleich mit der größten Sauberkeit und oft wirklich kalligraphisch nachgeschrieben wurde.

Auf diese Weise konnten von einem Schriftwerke in kürzester Zeit Hunderte, ja, nachdem die Zahl der Schreiber, zu denen sich wegen des leidlichen Verdienstes, den sie damit hatten, bald auch Freie hergaben, eine größere war, Tausende von Exemplaren hergestellt werden. Jener Freund Ciceros, Pomponius Attikus, an den dieser seine Briefe geschrieben, betrieb diese Vervielfältigung zuerst systematisch und gebührt ihm der Name als Vater des Buchhandels mit vollstem Rechte. Er war der erste, welcher wirkliche Verlagswerke annahm — und in erster Reihe die Schriften seines Freundes Cicero — wodurch er bei der schon damals starken Nachfrage einen nicht unbedeutenden Gewinn erzielte. Allein es muß zu seiner Ehre gesagt werden, daß das Bestreben, der Wissenschaft zu dienen, ihm ein nicht minder großer Antrieb hierbei gewesen ist, denn aus seinen an Cicero gerichteten Briefen geht zur Genüge hervor, wie er dessen Schriften, bevor sie vervielfältigt wurden, selbst bis auf kleine Einzelnheiten der sprachlichen Behandlung mit jenem durchging.

Was dem Attikus Reichtum und Ehre erwarb, das fand bald von vielen anderen Seiten Nachahmung und in kurzer Zeit hatten sich in Rom und dann auch in den übrigen bedeutenderen Städten des römischen Reiches eine ziemliche Anzahl Buchläden aufgethan. So werden uns aus der Kaiserzeit als Verleger des Horaz die Gebrüder Sosii, als der des Martial und Quinctilian Tryphon genannt, der Geschäftsnachfolger des Attikus in betreff der ciceronischen Schriften war zur Zeit des Kaisers Nero der Buchhändler Dorus. Die Läden derselben, im Innern mit Ladentisch und Bücherregal für die Verlagswerke den Buchläden der Gegenwart bis ins einzelnste ähnlich, waren natürlich in den besuchtesten Straßen und am Markte eingerichtet und dienten den Freunden der Litteratur als vielbesuchte Zusammenkunftsorte für Lektüre und wissenschaftliche Unterhaltung, so daß es zur Sitte geworden war, Freunde, die man nicht zu Hause traf, beim Buchhändler aufzusuchen. Die Titel der verkaufbaren Bücher waren vor dem Laden an Säulen und Schildern ausgehängt, so daß jeder Kauflustige sofort wissen konnte, ob hier das von ihm gesuchte Buch zu finden sei oder nicht.

Je mehr aber die Lust am Lesen stieg, um so umfangreicher mußte die Befriedigung derselben sein, so daß die Buchhändler nicht selten beliebte Schriftsteller um Abfassung neuer Werke oder um Vollendung der begonnenen und versprochenen angingen und — welche frappante Aehnlichkeit mit der Gegenwart! — ihren Bitten die schmeichelhaftesten Versicherungen hinzufügten.

Erklärlich ist es unter solchen Umständen, daß die Konkurrenz der einzelnen Buchhändler oft eine sehr bedeutende war und da es zu jener Zeit noch kein Gesetz gegen den Nachdruck gab, so geschah es vielfach, daß ein neu erschienenes Buch sofort von anderen „nachgedruckt" und dem Verleger zum Schaden verkauft wurde. Um dies zu vermeiden, suchte der Buchhändler, bevor das Werk erschien, annähernd den Bedarf der Exemplare zu berechnen, welche von dem neuen Buche nötig sein würden, um dann die hiezu erforderliche Anzahl von Schreibern in Thätigkeit zu setzen und in kürzester Zeit eine ausreichende Auflage herzustellen. Dabei mochte allerdings, wie dies ja noch jetzt der Fall ist, manches überschüssige Exemplar liegen bleiben und, wie Horaz spottet, eine Speise der Motten werden oder den Zimmet- und Pfefferkrämern als Makulatur zu Düten dienen müssen.

Der Buchhandel beschränkte sich aber nicht etwa auf die Stadt Rom oder auch nur auf Italien, sondern es mußten auch die Bedürfnisse der Provinzbewohner mit berücksichtigt werden und es war gerade der Provinzialbuchhandel, der jährlich viele tausende von Bücherballen nach auswärts führte, einer der Hauptfaktoren, welche den Namen gediegener Schriftsteller weit über Italiens Grenzen hinaustrugen. Als ein rührendes Beispiel der Verehrung, welche einzelne dieser Männer genossen, sei erwähnt, daß zur Zeit, da Livius sein großes Geschichtswerk herausgab, ein Mann aus Kadix nach Rom kam, allein zu dem Zweck, um Livius zu sehen, worauf er, nachdem er seine Absicht erreicht, unmittelbar in die ferne Heimat zurückkehrte.

Die Schriftsteller selbst schrieben um der Sache und — um des Ruhmes willen. Einen klingenden Entgelt, wie er in unseren Tagen oftmals der einzige Antrieb zu schriftstellerischer Thätigkeit ist, gab es nicht, die Buchhändler Roms zahlten kein Honorar. — Die einzige Vergünstigung bestand in einer Anzahl von Freiexemplaren, welche den Verfassern einer Schrift behufs Verehrung an näher stehende Freunde oder zum Zwecke des Umtausches gegen andere Werke übergeben wurden. Die einzige Ausnahme hierin machten die Dichter der Tragödien und Komödien. Bei den Griechen erhielten dieselben, wenn ihre Stücke angenommen wurden, aus der Staatskasse ein nicht unbedeutendes Honorar, weit höher als dieses aber galt ihnen, zumal in dem kunstsinnigen Athen, der als Ehrenpreis für ein von den Preisrichtern günstig beurteiltes Stück bestimmte Kranz, der dem Betreffenden nach der Aufführung vor dem ganzen Publikum auf der Bühne überreicht wurde. Auch die Schauspieler wurden bezahlt und ihnen neben dem bestimmten Honorar für besonders gutes Spiel noch Geldpreise verabreicht, doch war es keine Seltenheit, daß sie für schlechtes Spiel im Angesicht des ganzen Publikums mit Geißelhieben regaliert wurden. Bei den Römern dagegen wurde das Honorar von Privatleuten bezahlt und zwar von denjenigen Beamten, denen es gestattet war, ein Stück zur Aufführung bringen zu lassen, wie ein solcher auch aus seiner Tasche, wenn die Schauspieler nicht etwa seine Sklaven waren, diesen die Honorare und Ehrenpreise entrichtete.

Der Absatz der Buchhändler war meist ein sehr bedeutender, oftmals mußten Hunderte von Sklaven viele Tage lang schreiben, um eine starke Auflage herzustellen. Hatte ja doch der selbst nur leidlich situierte Römer nichts zu thun und der Muße viel, um, nachdem einmal der Geschmack an der Litteratur geweckt war, lesen und studieren zu können. Es waren daher nicht allein Schulbücher, wie Fibeln, Grammatiken u. s. w., welche in viel tausend Exemplaren hergestellt werden mußten, sondern die gediegensten und teuersten Werke fanden weit mehr Abnehmer und auch Leser als zu unserer Zeit.

Eine Kritik der Werke gab es nicht, wohl aber lasen die Verfasser vor der Herausgabe ihre Werke einem Kreise vertrauterer Freunde vor, nach deren Bemerkungen und Erinnerungen die Schrift umgearbeitet oder wenigstens verbessert wurde. Daß übrigens der Schulbesuch und somit der Gebrauch von Schulbüchern schon bei den Römern ein ganz bedeutender war, erhellt bereits aus dem einen Umstand, daß Lucius Appuleius sich jährlich gegen 400,000 Sesterzen (60,000 Mark) durch seine Schulmeisterei verdiente.

(Schluß folgt.)



Zum 70. Geburtstage König Alberts von Sachsen. Am 23. April d. J. feiert einer der beliebtesten Regenten Europas, König Albert von Sachsen, seinen 70. Geburtstag, auch fällt in dieses Jahr zugleich sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum, indem er am 29. Oktober 1873 den Thron bestieg. Ihm treu zur Seite steht noch seine Gemahlin Karola, geb. Prinzessin von Wasa, mit welcher er sich am 18. Juni 1853 vermählte. König Albert betrat im Alter von 15 Jahren die militärische Laufbahn und nahm im Jahre 1849 an dem Feldzug in Schleswig teil und im Kriege 1866 befehligte er die ganze sächsische Armee. Im deutsch-französischen Kriege führte er das Kommando über das 12. deutsche (sächsische) Armeekorps. Dieses Ereignis wird ein Freudentag für das sächsische Volk und namentlich für die schöne Residenzstadt Dresden sein, welche schon Herder in Vergleich mit Florenz gestellt hat, und man muß eingestehen, daß man hier ein Städtebild vor Augen hat, wie man es von der Hauptstadt eines Landes von 3 Millionen Einwohnern nicht erwartet. An herrlichen Bauten und schönen Plätzen ist Dresden besonders reich, namentlich weist es auch schöne Bauwerke aus früherer Zeit auf, so den Zwinger, welcher von dem Dresdener Pöppelmann von 1711—1722 erbaut wurde; die Frauenkirche, die Hofkirche u. a.; erwähnenswert ist noch das kleine, 1680 vom Oberlandbaumeister Karger erbaute Palais im königlichen großen Garten. Obwohl

zu prunkvollen Gartenfesten und für einen großen und reichen Hofhalt geschaffen, gleicht es doch einem niedlichen Schmuckkästchen mit seinem bis ins kleinste reizend und mannigfaltig gestalteten Einzelheiten und seine in sich abgeschlossene Form, aus der nicht einmal die prächtigen Freitreppen hervordrängen. — Das Stammhaus der sächsischen Königsfamilie erhob sich einst bei dem jetzt preußischen Städtchen Wettin an der Saale auf schroffen Felsen kühn und trotzig. Noch überragt in der Gegenwart ein burgähnlicher Bau die kleine Stadt Wettin, welche den Beschauer in die alten Zeiten der strotzenden Burgen versetzt. Die alte Burg freilich ist es nicht, diese ist im Laufe der Jahrhunderte der Zerstörung und dem Umbau völlig verfallen.

Vor dem Amtsvorsteher. Es ist keine vertrauenerweckende Erscheinung, der alte Forstfrevler, den der Jäger dem Amtsvorsteher vorführt. Er sieht keineswegs aus, als wenn es ihm leid wäre, auf einer Gesetzesübertretung erwischt worden zu sein. Im Gegenteil, ein wildes Feuer glüht in dem verwitterten Kopf mit dem ungepflegten Bart und den grauen Haaren, die in Strähnen um den fast kahlen Schädel flattern. Sicher hat der Förster den unheimlichen Gesellen nicht wegen der paar Stangen Holz festgenommen, die als Beweisstücke auf dem Boden der Amtsstube liegen. Das Holzstehlen war aber wieder einmal nur der Vorwand zu noch Schlimmerem. Denn schon lange kennt der Förster den Alten als einen gefährlichen und rücksichtslosen Wilderer, der nicht nur die Büchse mit fast nie fehlender Sicherheit handhabt und ohne Erbarmen die Mutter von den säugenden Jungen wegschießt, sondern auch allerlei Fallen und Schlingen legt, in denen die armen Tiere elend eingehen müssen. Deshalb hat der Förster den Dieb selber aufs Amt transportiert, um es endlich so weit zu bringen, daß demselben gründlich das Handwerk gelegt würde. Der scheint wohl zu wissen, was ihm bevorsteht, und seine geballte Faust verrät, daß er nicht gesonnen ist, sich leichten Kaufs überführen zu lassen. Sicherlich wird er allerlei Lügen und Finten vorbringen, um seine Unschuld und seine Harmlosigkeit zu beteuern. K.

Illustrierte Wetterregeln.



Gewitterhafte Niederschläge.



Neblig und etwas feucht.

Allerlei.

Gut begründet. Baron: „Was geben Sie mir hier auf meine Ahnenbilder?" — Pfandleiher: „Wie kann ich was geben auf Ihre Ahnenbilder, wo Sie selbst nichts darauf geben, Herr Baron?!"

Boshaft. A.: „Wie Sie mich hier sehen, bin ich das Opfer eines Justizirrtums; ich bin wegen Diebstahls angeklagt gewesen!" — B.: „Man hat Sie also freigesprochen?" (Lustige Blätter.)

Frech. Bettler: „Mein Freund hat mir eben gesagt, Sie haben ihm fünf Pfennig geschenkt, weil er bloß ein Bein hat." — Herr: „Ja, das ist wahr." — Bettler: „Na, dann geben Sie mir man zehn Pfennig, ick habe zwee."

Zeitbenützung. Der Bankier Stieglitz in Petersburg erhielt im Jahre 1814 den Kurier mit der Friedens-Nachricht einige Stunden früher als die Regierung. Er benützte diesen Zufall, einem alten, treuen Comptoirdiener ein Vermögen zu verschaffen, indem er demselben den Auftrag gab, alle in Petersburg zu habenden Glaslampen aufzukaufen. In wenigen Stunden war der Ankauf geschehen. Als die Bewohner von Petersburg zu den Vorbereitungen der Illumination des Abends nach Glaslampen schickten, war keine mehr zu haben. Stieglitz's Diener stellte den Preis so, daß er 25,000 Rubel durch diese Spekulation gewann. St.

Geschmacksache. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, schrieb am 8. Dezember 1712 von Versailles an ihre Schwester Luise: „Ich kann weder Thee, noch Kaffee, noch Chokolade vertragen, kann nicht begreifen, wie man es gar trinkt. Thee kommt mir vor wie Heu, Kaffee wie Ruß und Chokolade ist mir zu süß. Was ich aber gar essen möchte, wäre eine gute Kalbsschale oder eine gute Biersuppe, das thut mir nicht weh im Magen. Das kann man hier nicht haben, denn das Bier taugt nichts. Man hat hier auch keinen braunen Kohl noch gut Sauerkraut. Dies alles äße ich herzlich gern mit euch, wollte Gott, ich könnte so glücklich werden!"

Gemeinnütziges

Bohnen und Erbsen müssen beim Säen tiefer in den Boden kommen als sie stark oder dick sind. In leichtem Boden kann man sie etwas tiefer bringen als in schwerem und bei feuchter Witterung flacher als bei trockener.

Junge Gänschen bekommen als Erstlingsfutter ein Gemisch von altem, eingeweichtem Brot, hartgesottenem Ei, Gänsefingerkraut, das auf nassen Wiesen in Massen zu finden ist, junge Brennesseltriebe, Salatabfälle, alles zusammen feingewiegt. Man gebe immer nur so viel, als aufgefressen wird, um einer unnützen Futterverschwendung vorzubeugen und fertige das Futter möglichst frisch an. Trinkwasser darf schon am ersten Tage nicht fehlen; die Brutgans hat man aber während der Fütterung fern zu halten. Die Italiener füttern den jungen Gänsen die gewiegten Blätter des Mohns (Klatschrose) und sollen damit sehr gute Resultate erzielen.

Medizinische Eigenschaften der Gemüse. Spinat soll eine direkte Wirkung auf die Nieren haben, ebenso Löwenzahn, grün genossen. Spargel reinigen das Blut, Sellerie wirkt besonders auf das Nervensystem und heilt Rheumatismus und Neuralgien. Tomaten sind gut für die Leber. Gelbe und weiße Rüben reizen den Appetit, Lattich und Gurken wirken kühlend. Knoblauch und Oliven besitzen markante medicinische Kräfte, sie stimulieren (regen an) die Blutzirkulation und vermehren die Absonderung des Speichels und des Magensaftes. Rote Zwiebel sind ein ausgezeichnetes harntreibendes Mittel, Zwiebel überhaupt sind ein vorzügliches Heilmittel bei Schwächezuständen der Verdauungsorgane.

Ketten-Silbenrätsel.

al, al, bar, bat, be, be, be, be, ber, ber, bra, bra, bras, de, de, e, e, ge, ge, gern, ham, i, ka, ka, la, la, li, ne, ne, ner, ni, ni, nu, o, schwer, see, see, ta, te, te, ter, ti.

Aus den vorstehenden 42 Silben sind in der Weise 14 dreisilbige Wörter zu bilden, daß die Endsilbe des vorangehenden gleich ist der Anfangssilbe des folgenden Wortes. Die Wörter bezeichnen: 1) ein Stockwerk, 2) einen hohen Offizier, 3) einen berühmten Königspalast in Spanien, 4) eine Stadt an der Donau, 5) eine Beleuchtungsvorrichtung, 6) einen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 7) einen Bohrungsdurchmesser der Röhren der Feuerwaffen, 8) einen berühmten Klaviervirtuosen, 9) eine Frauengestalt aus der griechischen Mythologie, 10) eine Klage, 11) einen Meinungsaustausch, 12) ein bairisches Königsschloß, 13) einen Stachelflosser, 14) einen Nebenfluß des Niger. H. Vogt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Hahn, Bahn, Kahn, Lahn, Zahn.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.